Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 100. Dienstag, 12. April 1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(18. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie hatten wirklich Zeit. Als Helga eine Stunde später geschminkt und gepudert im Atelier selbst stand, hatten gerade die Aufnahmen begonnen.

Ein riesiger hoher Raum. Links war ein Gartenrestaurant aufgebaut worden, mit einstöckiger Hausfassade im Hintergrund, richtigen zusammenklappbaren Gartentischen und -stühlen. Den Boden bedeckte eine dünne Schicht feinen gelblichen Kieses. Geschickt aufgestellte Sträucher bildeten an der einen Seite künstliche Nischen.

Die Szenerie war noch nicht ganz fertig. Arbeiter schrien herum, hämmerten und schleppten alles Mögliche herbei, was noch fehlte. Überall wurde gearbeitet, geschimpft, überall war noch etwas zu ändern oder zu verbessern.

Helga bestaunte die riesenhaften Scheinwerfer auf Laufstegen an der Decke, die hohen Kästen mit den Quecksilberröhren, die langen Lichtkabel, über die man überall stolperte, wenn man sich nicht vorsah.

Kulissen, Versatzstücke, Bretter, Lampen, Möbel, alles stand und lag herum und schuf ein wüstes Durcheinander, durch das man sich stellenweise förmlich hindurcharbeiten mußte.

An der andern Seite waren die Aufnahmen im vollen Gange. Mattes violettes Licht grüßte von dort herüber . . . irgend jemand sprach mit aufgeregter heiserer Stimme, schrie plötzlich zwischendurch wie wütend auf.

„So! — Licht! Aufnahme!"

Helga näherte sich. Ein Zimmer. Von den violetten Strahlen der Quecksilberlampen übergossen, die die Gesichter seltsam mumienhaft erscheinen ließen. Nun aber flammte es von allen Seiten auf . . . helle, grelle Lichtbündel wurden auf die Szene geschleudert, übermäßig scharf. Ein leises Summen.

Helga sah in dem Zimmer zwei Personen. Und erkannte auf den ersten Blick Lilly Dagow, die sie in vielen Filmen schon gesehen . . . Neben ihr stand Henry Villard, der berühmte Filmschauspieler, der Liebling aller Frauen zwischen sechzehn und sechzig!

Das war Helga nicht angenehm. Auf dem letzten Filmball im Februar hatte er sich gerade ihr vorstellen lassen und ein paarmal mit ihr getanzt. Hoffentlich erkannte er sie hier nicht!

„Da . . . die Siebziger etwas mehr nach links!" schrie der Operateur einem Beleuchter hoch über sich zu „. . . so . . . es kann losgehen, Reff!"

Ach, das war Reff . . . dieser kleine, hagere Mann mit den scharfen Zügen, die ein wenig verlebt oder vielleicht auch nur überarbeitet anmuteten?

Und wo war Silcher? Daß der sich noch gar nicht um sie gekümmert hatte!

„Achtung . . . Aufnahme . . . los!"

Die Kurbel begann zu surren. Lilly Dagow stand am Tisch. Schlaff hingen ihre Arme herab. Um ihren Mund war ein mühsam verhaltenes Zucken. Schwer lösten sich ein paar Tränen aus ihren großen starren Augen und rannen blinkend über die Wangen. Langsam wandte sie sich um, dem von der Tür herkommenden Villard zu, der die anscheinend für ihn unangenehme Situation zu retten versuchte durch einen verlegenen Schimmer seines berühmten Lächelns. Die Dagow hob abwehrend den Arm gegen ihn . . .

„Halt! — Halt —zum Donnerwetter!" fuhr da Reff dazwischen. „Silcher! Wo ist Silcher?"

Silcher spritzte von der anderen Seite des Ateliers heran.

„Donnerwetter, Silcher! Warum haben Sie nicht gesehen, daß das Bild da an der Wand schief hängt! Und dort in der Vase sind keine Blumen, obwohl ich es Ihnen extra gesagt habe!" Er warf wütend das Drehbuch auf den neben ihm stehenden Tisch. „Nun können wir Ihretwegen die ganze Szene nochmals drehen. Verdammte Schweinewirtschaft!"

Ganz erstaunt sah Helga auf Silcher. Der war förmlich blaß geworden vor Schreck, rannte wie wild davon und kam gleich darauf mit den Blumen zurück.

Jagte in die Szene und rückte das Bild gerade.

Da wußte Helga, daß der gute Karl Silcher am Abend vorher arg aufgeschnitten hatte und hier nichts weiter war als der Hilfsregisseur . . . vielleicht auch der Aufnahmeleiter . . .

„Gnädige Frau", wandte sich Reff an die von der seelisch erschütternden Szene scheinbar etwas mitgenommene Dagow. „Geht es noch?" Sie nickte. „Dann, bitte, noch einmal! Los, Villard . . . du gehst zur Tür zurück! Kommst verlegen lächelnd auf sie zu, siehst ihre Tränen und . . . Verflucht! hört doch da hinten endlich mal mit der verdammten Hämmerei auf! Ruhe! — Musik!"

Ein bißchen verdattert noch schlich Silcher nach rückwärts und stand auf einmal neben Helga. Er erkannte sie und suchte sich Haltung zu geben. Streckte ihr die Hand hin.

„Da sind Sie ja! Nun, wie gefällt Ihnen die Atmosphäre? Ein bißchen laut, nicht? Reff ist etwas nervös und verwechselt manchmal die Begriffe . . . darüber muß man erhaben sein. Beim nächsten Film, den ich allein drehe, wird es anders!"

„Wann werden wir heran müssen?"

„Ein paar Soloszenen noch . . . im Laufe des Vormittags! — Sie sehen übrigens famos aus . . . direkt zum Anbeißen!"

Er wurde schon wieder gerufen. Der Architekt winkte ihm zu. Er sprang mit langen Schritten hinüber zu ihm.

Die Szene war fertig. Die Scheinwerfer erloschen. Nur das violette Licht blieb. Lilly Dagow ließ sich in einen Sessel fallen, sofort war ihre Garderobiere bei ihr, um das durch die Tränen mitgenommene Gesicht neu aufzufrischen.

Villard zündete sich langsam eine Zigarette an. Für ihn galt das Rauchverbot im Atelier natürlich nicht!

Eine kurze Pause. Eine neue Szene dann.

Zwei, drei Stunden ging das so. Und noch immer

war keine Rede von der Komparserie. Die meisten Damen und Herren dieser „Masse" hatten sich in die Garderoben oder in die Kantine zurückgezogen . . . sie wußten, daß nach dem Stand der Dinge vor Mittag kaum daran zu denken war, ihre Szene im Gartenrestaurant gedreht zu sehen.

Helga verfolgte aufmerksam die Aufnahmen. Der technische und auch der künstlerische Apparat interessierte sie. Ein wenig müde in den Beinen, suchte sie sich endlich einen Platz. Sah das junge Mädchen, mit dem sie in der Garderobe bereits einige Worte gewechselt, nachlässig, aber in anmutiger Pose in einem alten Rokokosessel und näherte sich ihr.

„Wollen Sie sich ein wenig setzen? Kommen Sie . . . hier ist Platz für zwei!"

Tora Hayder rückte zur Seite. Helga drückte sich in die Sesselnische.

„Dies Warten ist ja furchtbar! Die Szene da proben sie nun schon mindestens zum zwanzigsten Male! Da muß man ja nervös werden!"

Tora Hayders schmale, blühendrote geschminkte Lippen verzogen sich zu einem resignierten Lächeln.

„Das Warten ist eine Kunst, die man überhaupt nur beim Film lernen kann! Warten muß sogar oft stundenlang die Diva und der Diverich . . . warten muß vor allem natürlich die Komparserie . . . Wozu bekommt sie denn ihr Geld? Daß wir vor vier Uhr zur Aufnahme kommen, halte ich für ausgeschlossen."

„Ja, warum schminkt man uns denn dann schon früh um neun Uhr, warum besteht man darauf, daß wir pünktlich um halb neun Uhr erscheinen?"

„Darauf wird Ihnen keiner Antwort geben können . . . . nicht einmal der Regisseur! Im Grunde ist es ja ganz gleich, ob man hier hockt oder da. Wenn es nur immer etwas zu erwarten gäbe! Aber heute ist Freitag . . . , und dabei erst das einzige Engagement in dieser Woche! Da sitzt man die ganze Woche den Nachmittag über in der Börse und wartet . . . und wartet. Und niemand kommt, der einem braucht! Das macht viel nervöser!"

„Aber davon kann man doch nicht leben!"

„Danach fragt niemand. Manchmal geht es ja, wenn man drei, vier Tage hintereinander zu tun hat . . . doch wie oft kommt das vor! Meistens muß man froh sein, in der Woche wenigstens einen Arbeitstag zu haben! Und dabei wird noch verlangt, daß man ein paar elegante Abendkleider, Straßenkleider in allen möglichen Variationen, elegante Schuhe — womöglich gar für besondere Gelegenheiten einen fabelhaften Pelz hat! Es gibt ja welche, die haben das alles und noch viel mehr . . . aber fragen Sie mich nicht, woher! Die eine solche Einnahmequelle nicht haben, müssen eben sehen, wie sie es bekommen!"

„Ist es denn da nicht besser, man gibt es auf?"

Das hübsche Mädel mit den dunklen Augen und dem fast blauschwarzen Haar seufzte ein wenig.

„Vielleicht . . . wenn die Hoffnung nicht wär! Man hofft nämlich immer noch, trotz allem Warten, trotz aller Enttäuschungen, daß doch einmal ein Tag kommt, an dem man eine, wenn auch nur kleine Rolle erhält. Freilich . . . für die meisten kommt er nie! — Wie sind Sie denn zu Silcher gekommen?"

„Er sprach mich gestern abend an und machte mir das Angebot zu filmen. Ich sei ein Typ, den er für seinen nächsten Film suche. Zur Probe sollte ich erst einmal hier mitmachen."

Tora Hayder lachte hell auf.

„Und das haben Sie ihm geglaubt? Kind, sind Sie naiv! Naja, Sie kennen die Verhältnisse nicht. Wenn Silcher ein Mädel sieht, das ihm gefällt, dann macht er jeder diesen Schmus von seinem nächsten Film vor . . . und was tut man nicht alles wegen der Aussicht, Filmstar zu werden! Sie werden ja schon gemerkt haben, daß Silcher hier nichts weiter ist als eine Art Laufbursche . . . . Schlackenschammes nennen wir diese sogenannten Hilfsregisseure. Allerdings muß man sich gut mit ihnen stellen, weil sie es ja schließlich sind, die die Engagements in der Börse vornehmen. Aber sonst . . . was er Ihnen erzählte, hat er bei hundert anderen vor Ihnen schon gesagt er Ihnen, daß Sie fabelhaft seien, großes Talent hätten . . . er erwarte Sie heute abend in seiner Wohnung zum Kontraktabschluß! Gehen Sie hin, sind Sie verratzt, bloß einen Kontrakt kriegen Sie nicht zu sehen. Da erfindet er irgend eine Ausrede — und dann können Sie warten. Bis Sie schwarz werden!"

„Das ist ja gemein!" entfuhr es Helga empört.

Tora Hayder winkte ab.

„Gemein, gemein! Was ist überhaupt gemein? Gar nichts! Gemein ist es, wenn ich heute kein Engagement kriege, weil irgend eine andere es besser versteht, mit dem Schlackenschammes zu schmusen . . ., gemein ist es, wenn ich heute abend nichts zu essen habe, weil ich die Absicht habe, anständig bleiben zu wollen! Gehen Sie mir doch! Es wird einem alles so schnuppe mit der Zeit, daß man sich gegen nichts mehr sträubt, wenns nur etwas einbringt!"

Betroffen senkte Helga Wendhus den Kopf. Die wenigen Worte dieser Namenlosen in der Welt des surrenden Zelluloidstreifens zeigten ihr mit einem Male die Hohlheit und das Elend eines Lebens, nach dem Tausende sich sehnten, von dem Tausende träumten. Da saßen irgend welche in irgend einem Kino und sahen die glänzendsten Ereignisse an ihrem Auge vorüberziehen . . . sahen all die bestechend eleganten Herren und die fabelhaft angezogenen Frauen und meinten nun, es könne nirgends herrlicher, schöner sein als in der Atmosphäre dieses Glanzes!

Sahen das . . . sahen aber nicht die krasse, erbärmlichste Not in den Falten des Prunkes!

Tora Hayder stand mit einem Ruck auf.

„Kommen Sie mit in die Kantine? Hier ist's öde . . ." Helga schüttelte den Kopf.

Und war dann allein. In ihr fraß eine heimliche Wut gegen diesen Menschen, der in armen, manchmal vielleicht hungernden Menschen Hoffnungen weckte, ohne je an Erfüllung zu denken. Hoffnungen, die jäh zusammenbrachen und die Enttäuschten der Verzweiflung in die Arme trieben! Daß man dem nicht das Handwerk legen konnte!

Aber was nützte das . . . den Worten jener Komparsin nach war er ja nur einer von vielen.

Einen Augenblick lang war sie entschlossen, sofort das Atelier zu verlassen, keine Minute mehr zu bleiben. Und rührte sich nicht von dem Seidenpolster des Rokokostuhles. Dachte an die fünfzehn Mark, die sie heute verdiente und angesichts der Unsicherheit ihrer Zukunft so dringend gebrauchte. Stundenlang hatte sie hier nun schon gewartet, also . . . Sie blieb.

Mittagspause. Mit einem Uff-Laut legte Reff das Manuskript beiseite. Die Quecksilberlampen verlöschten. Tiefes, dämmeriges Grau legte sich über den Raum.

Alles drängte nach der Kantine.

Helga erhob sich und folgte den andern. Nahm eine Portion Bratkartoffeln mit Spiegelei für sechzig Pfennige . . . nur um etwas zu essen.

Sie hatte sich in eine Ecke gesetzt, um möglichst wenig gesehen zu werden. Als sie die Augen hob, traf ihr Blick sich gerade mit dem Henry Villards. Er musterte sie aufmerksam und beugte sich plötzlich zu ihr herüber.

„Kennen wir uns nicht? Mir ist, als müßte ich Sie schon irgendwo einmal getroffen haben?"

Sie brachte es zu einem Lächeln.

„Ich kann mich nicht erinnern."

„So . . . ich dachte . . ."

Auf einmal rückte jemand einen Stuhl neben den ihren. Silcher war da.

„Nun, wie gefällt es Ihnen jetzt?"

„Gar nicht!" antwortete sie so kurz, daß er sie erstaunt ansah.

„Sie sind ein wenig verstimmt? Das gibt sich! Passen Sie nur auf, wenn Sie erst in meinem Film spielen! Sache wird das! Ich habe bereits gestern abend den Vertrag entworfen! Wenn Sie heute . . ."

„Silcher!" schrie der Regisseur Reff vom andern Ende.

Der Hilfsregisseur sprang hastig auf, entschuldigte sich und war fort. (Fortsetzung folgt.)

Publicus führt Regie.

Von **Gerhart Herrmann Mostar.**

Ein bekannter Berliner Theaterdirektor beabsichtigt, die Proben der aufzuführenden Stücke künftighin öffentlich stattfinden zu lassen und das Publikum zur Meinungsäußerung aufzufordern.

„Also nochmals, meine Damen und Herren," wiederholte der Regisseur, „sagen sie uns, was ihnen mißfällt! Es liegt uns viel an ihrem Urteil! Es geht los; wir proben den ersten Akt von „Wilhelm Tell". Vorhang auf!"

Der Vorhang hob sich. Man sah den Vierwaldstädter See mit Felsenufer; in seinem Kahn saß der Fischerknabe und begann zu singen:

„Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe schlief ein — —"

„Oojenblick ma!" rief eine sonore Stimme aus dem Zuschauerraum. Der Knabe hörte gehorsam sofort auf.

Der Regisseur erschien vor dem Vorhang. „Bitte sehr?"

Umständlich erhob sich ein beleibter Herr. „Tja, wat ick man saren wollte: det jeht naturellemang nich, det eener beit Fischen sich eenen singt. Ick bin paßjonierter Angler un muß det wissen. Wenn eener son Krach macht, beißt Sie keen Aas!"

Der Regisseur zuckt höflich die wohlwattierten Achseln. „Das mag ja wohl sein — —"

„Det mag nich bloß sind, det is so! Se beißen nich, nich um de janze Welt mitsamt Hasenheide, wenn — —"

„Natürlich, natürlich! Aber der Fischerknabe will ja gar nicht fischen! Sehen sie, hier steht bei Schiller: „Der Fischerknabe fährt sich in einem Kahn!" Nur zum Vergnügen!"

„Hachso, bloß zut Vajniejen! Nu denn . . ."

„Also nochmal von vorne!" befahl der Regisseur und verschwand. Und der Fischerknabe begann abermals:

„Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe schlief ein am grünen — —"

„Halt! Holla!"

„Bitte?" Das Gesicht des Regisseurs schien etwas gerötet; das konnte aber an der Firnenbeleuchtung liegen.

Ein schmaler Jüngling stand auf. „Ich bin Fischereiangestellter. Es ist unzutreffend, vollkommen unzutreffend, daß ein organisierter Fischereiangestellter während der Arbeitszeit einschläft. Fristlose Entlassung wäre die Folge. Es muß einen sowieso schwer leidenden Beruf schädigen, wenn von der Bühne herab ungünstige Meinungen über die deutschen Fischereiangestellten verbreitet werden."

Der Regisseur stand ratlos. Aber schon meldete sich ein bebrillter Vollbart. Er verneigte sich korrekt: „Dr. Notenfest, akademisch gebildeter Musiklehrer. Ich wollte nur meinerseits anmerken, daß der Knabe beim Wort „schlief" im sechsten Takt ein f gesungen hat. Es muß aber fis sein."

„Ich merke," sagte der Regisseur müde, „daß das Lied des Fischerknaben allerseits mißfallen hat. Das ist interessant. Wir werden es also streichen, getreu unserem Bestreben, uns nach unseren Kunden zu richten."

Es erhob sich kein Widerspruch; wenigstens nicht aus dem Zuschauerraum. Nur der Fischerknabe selbst, in Wirklichkeit eine Knäbin, kreischte: „Ich bin aber für diese Rolle engagiert! Fest engagiert! Es ist meine erste nicht stumme Rolle! Ich gehe vors Bühnengericht. Ich habe das Recht, zu spielen!" Und sie setzte sich in ihrem Kahn zurecht und sang:

„Es lächelt der See — —"

Drei handfeste Bühnenarbeiter schleppten sie hinaus.

Als ihre Protestschreie in der Chorgarderobe verhallt waren, erschienen Ruodi, der Fischer, der nun zusehen mußte, wie er ohne Angestellten durchkam, Kuoni, der Hirt, und Werni, der Jäger, und unterhielten sich über das Wetter. Hier ging das Publikum sichtlich mit. Nur als Kuoni ausführte:

„'s kommt Regen, Fährmann! Meine Schafe fressen,
Mit Begierde Gras — —"

— da tönte es unwillig aus einer Loge: „Aberglaube! Alle Säugetiere fressen Gras, um ihren Magen zu reinigen! Aus reinen Verdauungsgründen!"

„Wat?" rief einer von der Gallerie. „Is der Mensch nich ooch een Säujetia? Un freß ick valeicht Iras?"

„Oh bitte sehr. Unsere Rohköstler zum Beispiel — —"

Es wollte sich eine Debatte über Rohkost entspinnen — da wurden die Erregten abgelenkt durch einen unerwarteten Vorgang auf der Bühne. Mitten unter die untätigen Schauspieler war ein magerer Mensch mit hängenden Schultern und vornübergebeugtem Oberkörper getreten. Er trug ein schlechtsitzendes Jackett von verschollener Konstruktion, dazu kurze Samthosen; und seine roten Haare waren lang und lockig. Man wußte nicht recht, ob er zum Stück gehörte und vielleicht verfrüht aufgetreten war; in jedem Falle fand er die Aufmerksamkeit des Publikums.

Als er das sah, trat er nach vorn und begann zu reden. Er sprach leise und mühsam, mit etwas pfeifendem Atem, und in stark schwäbischem Akzent. Dennoch hörte man ihn ruhig an.

„Ich bin", begann er, „weit hergekommen, um diesen Versuch mit zu erleben. Ich gestehe, daß ich viel davon erwartet habe, und daß es mich freute, ihn gerade auf den „Tell" angewandt zu sehen. Denn der „Tell" ist die Glorifizierung der Demokratie, im „Tell" gerade ist Volkes Stimme Gottes Stimme, und es wäre schön, wenn die Atmosphäre der Bühne auf diese Art sich in den Zuschauerraum überträge, auf diese Art aus dem Theater eine moralische Anstalt im edelsten Sinne machend. Indeß haben sich hier Vorgänge abgespielt, die lediglich komisch zu nennen sind; verzeihen sie es mir, der ich ein rechtes Talent zur Komik nie besessen habe, wenn ich sie ernst nehme und ernsthaft dazu Stellung nehme."

Sie verziehen es ihm; sahen gespannt in das blasse, sommersprossige Gesicht mit der zu großen Nase.

„Sie alle haben noch nichts zum Spiel der Darsteller, noch nichts zur Idee des Stückes gesagt, was doch wohl der Sinn des tapferen Unterfangens war. Sie haben nur das angegriffen, was an der Oberfläche lag, was ihren äußeren Menschen anging. Oh, ich lache nicht darüber, ich begreife das. Ich begreife, wie sehr ihr innerer Mensch in diesen Zeiten der bitteren Not verschüttet ist, fast erstickt unter dem Wust äußerer Sorge und Interessen. Ich begreife es so sehr, weil auch nach mir die Not gegriffen hat, mein ganzen Leben lang. Ich weiß, ein wie großer Raum ist zwischen Wirklichkeit und Wahrheit, und wie die Wirklichkeit zu knechten vermag, so daß keine Zeit bleibt für den Dienst an der Wahrheit, welche nicht knechtet, sondern frei macht. Es gibt eine Not, die den Menschen groß macht; aber es gibt eine größere Not, die macht den Menschen klein, macht ihn kleinlich. Es ist diese notgeborene Kleinlichkeit, die heute allenthalben nach der Kunst greift. Nicht sie allein vertreten solche Kleinlichkeit, große Verbände und einflußreiche Männer versuchen in Eingaben und Protesten, die Freiheit der Kunst zu erdrosseln. Ich aber bitte Sie: suchen sie im Theater nicht die Vertretung der äußerlichen Interessen des Einzelnen, sondern die Verteidigung und Gestaltung der inneren Interessen der Gesamtheit. Schaffen sie sich das Theater, das ihr Theater ist: ein Theater, das sich der Zeit nicht ergibt, sondern das aus der Zeit hinausweist, schaffen sie sich ein Zeittheater im echtesten Sinne. Die Not mit ihrer Wirklichkeit will sie klein machen; die Kunst mit ihrer Wahrheit will sorgen, daß die Not sie groß mache, und so werden sie größer werden als die Not und die Not verwinden. Lassen sie die Schauspieler weitersprechen, greifen sie ein, wo ein falscher Ton in ihren Worten ist oder eine Lüge in den Worten des Stückes; aber halten sie alle kleinliche Interessenwirtschaft fern; und glauben sie, daß nichts so schnell die bessere Zukunft bringen wird als das Festhalten und das feste Zusammenstehen der Armen und Unterdrückten gegen Tyrannis aller Art."

So sprach der blasse Mensch, trat zurück und schritt in die Kulissen; der Regisseur ließ weiterspielen; niemand unterbrach die Szene, nur in den Pausen wandte dieser oder jener dieses oder jenes ein; und leise fragte zuweilen einer seinen Nachbarn: „Wer war denn das, der da vorhin geredet hat?" Und der Nachbar antwortete: „Ich weiß es auch nicht; wenn er nicht schon so lange tot wäre, hätte man meinen können es war Schiller . . ."

Manuel Linarez.

Von **Hermann Toller.**

Fünfzehn Jahre waren seit unsrer letzten Begegnung vergangen, und eigentlich hatte ich Penjarez Monforte vergessen. Da tauchte eines schönen Wintermorgens das so ungemein charakteristische Gesicht dieses Südamerikaners in dem Menschengewimmel der Promenade des Anglais in Nizza wieder vor mir auf.

Überarbeitet und aus diesem Grunde Ruhe suchend hatte ich mich in eine kleine Pension in Beaulieu zurückgezogen und war zu Anfang von diesem Wiedersehen durchaus nicht erbaut. Aber Penjarez erkannte mich schon von weitem. Mit der dem Amerikaner spanischen Geblüts nun einmal eigentümlichen Lebhaftigkeit schüttelte er mir die Hände und ließ nicht locker. Nein, er schleppte mich in ein Restaurant und lud mich zum Frühstück ein.

Und auf meine selbstverständliche Frage: „Was hast du denn in all' den langen Jahren geschafft, Bursche?" erwiderte Penjarez: „Wenn ich mich nicht sehr irre, mein Bester, dann haben wir uns das letztemal in Veracruz gesprochen. Das wird im kommenden September sechzehn Jahre her sein. Inzwischen bin ich in Rio und in Bahia gewesen. Dort drüben in Brasilien war ich in Gummi tätig. In Santiago de Chile und in Valparaiso dagegen in Hämmeln, in Buenos Aires in Wolle, auf Kuba in Tabak. Man sieht, wie man sich durchschlägt."

„Und hast du etwas vor dich gebracht?"

Zunächst sah es aus, als ob Penjarez meiner Frage ausweichen wollte, dann aber meinte er offen: „Das hätte ich wohl, mein Verehrtester, wenn ich nicht auf den tollen Gedanken gekommen wäre, mich den Aufständischen unter Aguilar de Campo anzuschließen. Ist dir dieser Abenteurer ein Begriff?"

Eine ganze Weile lang mußte ich mir den Fall überlegen. Doch da fiel mir glücklich die mexikanische Revolution ein, und in der Tat, ich traf den Nagel auf den Kopf mit meiner Frage: „War das nicht der General, der Pueblo im Sturme nahm und sich dort zum Diktator ausrufen ließ, Penjarez?"

„Derselbe, mein Lieber! Sein Sturz ist an meinem Pech schuld. Wäre er am Ruder geblieben, dann hätte ich meine Dollars und Peseten wohl behalten."

Penjarez seufzte. Der Kellner brachte einen ausgezeichneten Käse und die ersten Trauben. Aber mein Gegenüber ließ beides stehen und verlangte ein bis zum Rand gefülltes Glas Rum.

„Nanu", sagte ich eigentlich mehr im Scherze. Penjarez blieb tiefernst. Der Kellner kam dem Auftrag nach.

Das nach ausdrücklicher Weisung bis an den Rand gefüllte Gläschen mit der tiefbraunen Flüssigkeit stand jetzt vor uns beiden auf einem Teller. Penjarez streckte die Hand danach aus. In diesem Augenblick befiel ihn ein Zittern. Es schien ihm ein Ding der Unmöglichkeit zu sein, das bis zum Rande gefüllte Glas an die Lippen zu führen, und wie in hellster Verzweiflung kam es aus seinem Munde: „Seit Jahr und Tag versuche ich das jetzt und bin nicht dazu imstande. Es ist entsetzlich. Hast du Manuel Linarez gekannt?"

„Nein."

„Nun, dann will ich dir seine Geschichte erzählen. Er war Journalist in Puebla in den Tagen des Terrors, da Aguilar de Campo seine Feinde niedergeknüppelt hat. Und Manuel war mein Freund."

„Ich bin gespannt."

„Der General verfügte über zwei probate Mittel, die noch keinem Usurpator unbekannt geblieben sind, Freunde zu gewinnen und Feinde unschädlich zu machen. Über Geld und Tod. In meinem Leichtsinn hatte ich mich Aguilar de Campo mit Haut und Haaren verschrieben. Ich war mit einem einzigen Wort gesagt in seiner Hand. Auch an jenem furchtbaren Abend in Pueblo, da er im Cafehause an mich herantrat und zu mir sagte: „Du kennst den Journalisten Manuel Linarez, mein Guter!"

Ich mußte bejahen. Der General fuhr fort: „Er wühlt gegen mich in der Presse. Erst vorgestern ist ein gegen mich gerichteter Artikel aus seiner Feder erschienen, Penjarez! Manuel Linarez muß von der Bildfläche verschwinden. Hast du begriffen?"

Ich hatte keine Wahl. Was blieb mir anderes übrig, als mein Ja-zu stammeln? Manuel oder ich! Denn bei Aguilar de Campo gab es kein Pardon. Wortlos machte ich mich auf den Weg. Ganz Puebla zitterte vor Aguilar und seinen Leuten. Jede Tür tat sich vor unsereinem infolgedessen auf. An der Spitze meiner zehn Mann, die ich mir aus der Kaserne geholt hatte, erreichte ich den Klub, in dem Manuel Linarez die Abendstunden zu verbringen pflegte. Sofort hatte ich den kleinen Tisch im Rauchsalon entdeckt, wo er zusammen mit einem alten Freunde eine Partie Schach spielte.

Ich redete ihn an: „Manuel!"

Und er erwiderte ganz einfach: „Penjarez?"

„Du weißt, warum ich komme?"

„Ich vermute es."

„Warum hast du das getan?"

„Ich konnte nicht anders."

„Ohne meinen Rat einzuholen!"

„Daran hab' ich wirklich nicht gedacht."

„Dann folge mir!"

„Schön." Manuel Linarez warf die Schachfiguren zusammen. Sein Partner sah ihn mit erstaunten Blicken an.

Mein Peloton wartete drunten auf der Straße. Die zehn Mann nahmen Manuel lautlos in ihre Mitte. Auf dem Wege nach dem Platze, wo die Erschießungen vollstreckt zu werden pflegten, fiel zwischen mir und dem Freunde auch nicht ein einziges Wort.

Das Verfahren, wie Aguilar de Campo es angeordnet hatte, war mehr denn summarisch. Auch die Wahrung irgend einer gesetzlichen Form war diesem General schon zu viel.

Manuel stand an der Mauer.

„Hast du noch einen Wunsch?" fragte ich.

Der zum Tode Verdammte schwieg.

„Soll ich deine Schwester benachrichtigen, Manuel?"

„Nein, Penjarez. Aber wenn du mir einen Gefallen tun willst, dann gib mir noch ein bis zum Rande gefülltes Glas Rum!"

Einer der Soldaten hatte seine Feldflasche bei sich. Sie enthielt das von Linarez gewünschte Getränk, und ich füllte eigenhändig den als Trinkgefäß dienenden Verschluß bis zum Rand.

Manuel streckte die Hand danach aus, mit einer Festigkeit und Ruhe, für die kein Wort der Bewunderung zu hoch sein kann. Und ohne auch nur ein Tröpfchen zu vergießen, führte er den Trank an seine Lippen und leerte den Verschluß bis auf die Nagelprobe.

Unmittelbar darauf krachten die zehn Schüsse.

Für Manuel Linarez war diese Episode hiermit ein für allemal zu Ende. Nicht so für mich."

Penjarez schwieg. Wieder suchte seine zitternde Hand das bis zum Rand gefüllte Glas. „Unmöglich, ganz unmöglich", stöhnte er auf. „Ich werde das niemals fertig bringen." Und schon ergoß sich der dunkelbraune Saft über das blütenweiße Tischtuch, weil das Glas Penjarez' Händen entfallen war.

Gerechtigkeit.

Aphoristik von **Max Hayek.**

Das Heute ist das Ergebnis des Gestern, das Morgen das Ergebnis des Heute. Dies ist die Welt eines Mathematikers. Erwarte dort nicht Rosen, wo du Unkraut sätest, Wohltat nicht dort, wo du Übeltaten begingst.

*

Ob wir uns immer wieder verkörpern und unzählige Male schon auf Erden gewesen sind und unzählige Male noch hierherkommen werden, ob das Schicksalsgesetz der Inder, das Karma, demzufolge wir die Leiden durchleiden müssen, die wir einst anderen schufen, Schuld abbüßen müssen, die wir an anderen begangen haben, ob das Wahrheit ist oder Fiktion: es ist jedenfalls die gewaltigste Verherrlichung der irdischen und himmlischen Gerechtigkeit. Heil dem Menschen, der sein Schicksal bejaht; er macht sich damit stärker als sein Schicksal, er setzt sich in Einklang mit dem Kosmos, indem er sich ihm unterwirft.

*

Der Neger schleudert den Bumerang, die Waffe, die dann in seine Hand zurückkehrt. So kehrt alle Tat zu uns zurück. Wir können nicht verletzen, ohne verletzt zu werden, wir können nicht Unrecht tun, ohne daß uns Unrecht getan würde, wir können nicht beleidigen, ohne beleidigt zu werden. Dies ist eine Welt des Ausgleichs.

*

„Ich lobe dich des Tages siebenmal, um der Rechte willen deiner Gerechtigkeit", sagt der Psalmist. Das Weltall hat alle Rechte an uns, denn wir sind ihm völlig verpflichtet. „Jedes Glied des Menschen ist eine Waffe Gottes, mit der er ihn töten kann." Darum ziemt uns Demut.

*

Wenn es in dieser Welt nur nach Gerechtigkeit ginge, wären wir längst nicht mehr darin. Aber es gibt auch Gnade in ihr, Vergebung. Engelkräfte reinigen diese Erde, Liebeskräfte reinigen diese Erde, Liebeskräfte sprechen frei, wo Gerechtigkeit verurteilen müßte.

*

Die ungeschriebenen Gesetze sind härter als die geschriebenen. Ein geschriebenes Gesetz kann man umgehen, ein ungeschriebenes nicht.

*

Am Ende unserer Tage stehen wir unseren Taten gegenüber. Sie werden uns gezeigt. Wir werden nicht verdammt: wir verurteilen uns selbst dazu, das Schlechte gutzumachen und Freude dort zu schaffen, wo wir Schmerz verursachten.

*

Der Pendel an der großen Weltenuhr schwingt Freude und Schmerz. Und so hoch ihn die Freude trägt, so hoch trägt ihn der Schmerz. Bis er allendlich stille in der Mitte ruht. Wann wird dies sein? Jenseits der Zeit.

*

Die Liebe, überirdisch, überzeitlich, göttlich, ist auch über dem Gesetz. Sie kann begnadigen. Sie hebt die Grenzen der Gerechtigkeit auf. Hebt Ursache und Wirkung auf und verwandelt den Mörder durch ihren Kuß in einen Menschen.

*

Gerecht — gerächt! Die Gerechtigkeit rächt immerfort alle Ungerechtigkeit.

*

Es gibt eine zeitliche und eine ewige Gerechtigkeit. Als Gott am Anfang der Tage die Bewegung andrehte, war schon alles auf Ursache und Wirkung eingestellt. Ursache und Wirkung: die Gerechtigkeit.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.